

# Sie sollen helfen - jetzt brauchen sie selber Hilfe

Ein Landarzt, ein Berliner Klinikarzt und ein Münchner Lungenarzt sagen, wo es wehtut

Als die Frau des Kollegen positiv getestet wird, weiß Tim Pagel, was das heißt. „Vor Tagen saßen wir noch zusammen beim Frühstück.“ Auch der Kollege hat Symptome, Oberarzt Pagel auch. Beide arbeiten im Klinikum Neukölln in Berlin. „Wir dürfen weiterarbeiten, wenn wir Mundschutz tragen und Abstand halten. Nachhause müssen wir, wenn der Test positiv ausfällt.“ Am Mittwoch sagt er das, da steht das Testergebnis noch aus. Die Frau des Kollegen war bei der Chorprobe, bei einer Sängerin fiel der Corona-Test positiv aus – die klassischen Symptome: Leichtes Fieber, Kopf- und Gliederschmerzen. „Zwei Tage später ging es ihr deutlich besser“, erzählt Pagel, „meinem Kollegen und mir auch. Wir beide hatten diese Symptome aber nicht.“

Im Klinikum herrsche die Ruhe vor dem Sturm. „Was wir zurückstellen können an geplanten Eingriffen, wurde abgesagt. Besucht werden dürfen nur noch Schwerstkranke und Kinder.“ Eine gespenstische Stille empfindet der Oberarzt in den Fluren. Mehrere Corona-Patienten sind im Haus, einer liegt auf der Intensivstation. Die Ruhe könne sich schlagartig ändern, „darauf bereiten wir uns vor. Wir haben neue Intensivbetten für Covid-Patienten geschaffen. Dafür haben wir einen Aufwachraum freigemacht und eine Station geschlossen.“

Materialmangel – das Corona-Thema schlechthin. „Als es losging, ist vieles verschwunden.“ Von Wagen etwa, von denen Besucher sich Schutzkittel, Masken und Hauben nehmen können. „Diese Sachen wurden geklaut. Auch Desinfektionsmittel. Die Spender mussten stündlich aufgefüllt werden.“ Nun werde das nur noch auf Anweisung herausgegeben. Schutzkleidung sei noch genug da. „Ich weiß nicht, wie es sein wird, wenn der Ansturm kommt. Und der wird kommen. Ich hoffe, nicht so massiv wie in Italien. Deutschland ist ja ein Land, das eine Krisenprävention hat.“ Pandemiepläne gebe es, Katastrophenpläne, Pläne für Flugzeugabstürze und Bombenanschläge. Das werde auch regelmäßig geübt. „Eine Pandemie hatte man aber offenbar nicht so im Auge, das wurde etwas vernachlässigt.“

Am Freitag Entwarnung – für ihn selbst. Test negativ. „Ich hatte Glück.“ Am Tag, an dem die Symptome beginnen und dem davor sei man hochinfektiös, vorher weniger. Das Gruppenfrühstück war vorher. „Hätten wir später gefrühstückt und nur einer hätte sich infiziert – die ganze Abteilung wäre ausgefallen, bis zu 30 Personen.“

Virus-Alarm auch auf dem Dorf. Tobias Flotho ist Landarzt im nordhessischen Breuna. „Bis zum Wochenende war es hier relativ ruhig, aber jetzt kommt die Welle komplett hier an. Ich gehe davon aus, dass wir spätestens übernächste Woche eine Ausgangssperre haben.“ Die Unruhe wachse. „Leute werden von verunsicherten Arbeitgebern zum Arzt geschickt. Gesunde wollen eine Krankenschreibung für vier Wochen.“ Das Krisenmanage-

ment findet er relativ gut. „Aber man hätte vor vier bis sechs Wochen den Leuten sagen sollen, wir fahren jetzt Schutzmaßnahmen. Das wurde versäumt, und dann kamen die Horrormeldungen: Kein Fußball, Großveranstaltungen abgesagt, Schulen dicht. Und woanders feierte man weiter. Das hat Leute in Panik versetzt.“

Auch hier: „Material ist für uns ein Problem.“ Über Schutzausrüstung verfüge er nur marginal. „Wir sind froh, noch Handschuhe zu haben und teures Desinfektionsmittel. Aber wenn wir uns vollbunkern, schmeißen wir es in einem Jahr weg, wir müssen schon auch wirtschaftlich denken. Den Katastrophenfall auszurufen, würde helfen, sagt Flotho. Die Bundeswehr könnte dann etwas tun. Wie es weitergeht? „Ist eine Wundertüte.“ Er überlegt kurz. „Wir werden es alle überleben. Aber einige nicht.“

Im reichen München, sollte man meinen, kennt man solche Sorgen nicht. Ein Irrtum – Frank Powitz, Arzt dort, teilt sie mit den Kollegen, egal wo im Land. „Unsere Lungenpatienten sind Risikopatienten schlechthin. Sie müssen wir extrem schützen und uns Ärzte auch.“ Als größte Münchner Lungenpraxis habe man immerhin noch Bestände von Schutzkleidung gehabt. „Aber als wir sahen, wir brauchen jetzt mehr, war nichts zu bekommen, außer zu irrwitzigen Preisen.“ Aber auch damit sei man am Limit.

Man schaffe es noch, den Betrieb aufrechtzuerhalten, jeden Tag mit extremem Aufwand die Logistik neu anzupassen. „Wir haben viel zu wenig Schutzkleidung“, das Personal sei in der Infektsaison ohnehin ausgedünnt. „Abstrichröhrchen, Desinfektionsmittel, alles kaum noch zu bekommen.“ Einen ganzen Vormittag habe er telefoniert, um Abstrichröhrchen zu beschaffen. „Jetzt behelfen wir uns mit gynäkologischen Röhrchen. So ist die Lage.“ Es gebe meist nur einen Arzt in Schutzkleidung samt Hilfskraft in einem separaten Raum. „Steckte ich das gesamte Personal in Schutzkleidung, müsste ich nach einem Tag die Praxis zumachen.“

Alle müssen nun klingeln. „Einer steht an der Tür und fragt eine Checkliste ab, bevor ein Patient rein darf.“ Die Großpraxis bietet einen extraEingang für Corona-Fälle an, die meisten Praxen können das nicht. Ein Arzt berät per Telefon Patienten, die nicht unbedingt kommen müssen. Es gebe viel Panik, sagt Powitz: „Was ist, wenn ich huste? Aber die Praxen sind am Limit. Ich würde am liebsten auf die Seite eins jeder Zeitung schreiben: Bleibt daheim! Rennt nicht bei jedem banalen Infekt zum Arzt. Lasst euch telefonisch beraten.“

Powitz ist Chef des Berufsverbandes der Pneumologen in Bayern. „Seit Wochen versuche ich, mit der bayerischen Regierung über das Problem der ambulanten Versorgung zu reden – keine Antwort.“ Viele Hausarztpraxen schlössen, weil es ihnen an Schutzkleidung fehle. „Der ambulante Sektor wurde verpennt.“ WOLFGANG BÜSCHER